

# Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 14

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640464>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

3. Fortsetzung

Er ging ins Haus. Frau Hanna führte Christine tiefer in den Garten hinein. Auf allen Wegen und auf allen Bänken trafen sie Männlein und Weiblein jeden Alters. Kaum hatten diese die Besucher erspäht, kamen sie eilig trippelnd oder langsam hinkend – auch kriechend – auf die Frauen zu. Ein Gemisch von Lauten und Stimmen drang auf sie ein, Hände wurden drohend oder bettelnd gegen sie erhoben. Blödes, irres Lachen flackerte auf...

Frauen begannen miteinander zu keifen und warfen sich wüste Schimpfnamen an den Kopf. Die Wärterin hatte alle Mühe, sie auseinander zu bringen.

Ein junges Geschöpf kroch am Boden herum und liess die Zunge heraushängen wie ein Hund...

„Das Kind eines Trinkers“, erklärte die Pflegerin.

Eine junge Frau ging stolz an ihnen vorbei und sang.

„Ihre Mutter war geisteskrank. Nach dem ersten Kind hat sie dasselbe Leiden bekommen. Was einmal aus dem Kind wird – man braucht nicht zu fragen.“

Ein Mann kam mit einem Strickzeug von unmöglicher Länge. Die beiden Frauen sollten es bewundern und ihm Wolle geben...

„Er strickt den ganzen Tag, wir haben die grösste Mühe, ihm immer genügend Garn und Wolle aufzutreiben. Bekommt er sie nicht, so schreit er wie ein Kind. Sein Vater war Alkoholiker.“

Ein anderer kam und streckte ihnen freundlich die Hand entgegen:

„Wie geht es meiner Mutter?“ fragte er, „ich lasse sie grüssen.“

Einer ging steif wie eine Latte an ihnen vorüber und hatte seine Arme starr zum Himmel gereckt...

„Er behauptet, der liebe Gott zu sein und strafend über die Erde zu wandeln. Der Vater ist schizophoren.“

„Mein Gott“, sagte Christine mit bleichen Lippen und schaute entsetzt auf diese furchtbare Ansammlung menschlichen Kehrreiches und Abfalls, in die vom Irrsinn und von der Trunksucht gezeichneten Gesichter, in die vielen auf sie gerichteten Augen, die misstrauisch, listig oder in trostloser Leere und hoffnungsloser Ergebung starrten.

„Lächeln Sie, fangen Sie an zu verteilen, sonst werden die Kranken böse und beginnen zu schreien.“

Christine sah, wie Frau Hanna die

Stumpenpäcklein aufriss und je einen Stumpen in die ausgestreckten Männerhände legte. Wie sie die Schokoladetafeln in kleinen Stücklein an die Frauen verteilte. Da tat sie es ebenso und gewann dadurch ihre Sicherheit zurück. Nun mochten sie lachen, die Leutchen, selbst die Unfähigsten wussten jetzt, dass sie etwas in den Händen hielten, das ihnen allein gehörte. Bei vielen schoss die Gier in den armen Kopf, noch mehr zu bekommen. Sie stiessen wilde Laute aus und rückten näher. Dann Geschrei: ein Epileptiker hatte seinen Anfall bekommen.

Zwei Gärtner rannten herbei und trugen ihn ins Haus. Die andern verzogen sich und sassen dann wieder auf ihren Bänken in der Sonne, drehten ihre Stumpen in den Händen oder schleckten an der Schokolade.

„Arme Menschen“, sagte Christine. „Da lebt man selbst in Ruhe und Sicherheit und weiss nicht, dass in nächster Nähe so viel Armut und Elend existiert.“

„O, man weiss es schon, aber man schiebt solche Gedanken gern beiseite, und wer nicht unmittelbar damit zu tun hat, wie der Armenpfleger, Pfarrer und Arzt, der fühlt sich kaum verpflichtet, solche Stätten aufzusuchen.“

Nachdenklich gingen die beiden Frauen zum Wagen zurück, wo Doktor Haller bereits wartend stand. Er tat einen raschen, prüfenden Blick in das Gesicht Christines: „Sie wird das Bild nicht so bald wieder vergessen“, dachte er, und laut fügte er hinzu:

„Das war nur ein ganz kleiner Ausschnitt von Menschen, die im Leben durch eigene oder fremde Schuld gestrauchelt und gestrandet sind. Arme, Erbkrankte, Überzählige, gescheiterte Existenzen von Trinkern oder Nachkommen von solchen, Epileptiker und Kretine, die dem Staat zur Last fallen, weil niemand sonst da ist, der für sie sorgen kann. Fragen Sie nur einmal Ihren Mann, was er manchmal für Leute zusammengeben muss, ein Bund, der das Wort Ehe gar nicht verdient. Die Nachkommen solcher Ehen füllen dann mit den Jahren und mit der Zeit diese Anstalten Generationen hindurch, endlos und trostlos... Aber – fahren wir wieder heim.“

Die ersten Fliedersträusse – treibhausgezüchtet – wurden vom Verwalter zum Wagen gebracht. Dann ging es wieder zurück nach Altenheim.

Christine steckte ihre Nase tief in den Strauss und schloss die Augen. Wenn sie Fliederduft atmete, so sah sie sich wieder als kleines Mädchen an der Hand der Mutter durch den grossen, alten Garten ihres Heimatdorfes gehen. Dann hörte sie wieder, wie ihr die Mutter vom Werden und Wachsen der Blumen, Sträucher und Bäume erzählte, und wie sie dabei nicht nur mit dem Kind redete, sondern alles Leben des Gartens und auch die Vögel mit einschloss. Ihre Stimme war wie Gesang, ihre Worte waren wie ein Lied, und der ganze Garten und alle Vögel schienen ihr Antwort zu geben.

An das alles musste Christine immer denken, wenn sie Fliederduft einatmete. Von ihrer Mutter hatte sie wohl auch die tiefe, starke Sehnsucht nach dem Kind, dessen Händchen sie in den ihren halten konnte, geerbt, die Sehnsucht nach allem Schönen, Weichen, Hilflosen, das Hingabe forderte. Vom Vater aber, der ein herber, strenger Mann gewesen, hatte sie den Willen zum Gehorsam – wenn auch mit geducktem Kopf – die Kraft zur Notwehr und Selbständigkeit.

Um fünf Uhr war man zurück.

Christine stellte ihren Fliederstraus in eine Vase auf den Esszimmertisch.

Er sah herrlich aus in dem hohen, hellen Raum, wie eine Offenbarung der Schönheit und Liebe.

Hermann wurde mit etwas zwiespältigem Gesichtsausdruck empfangen. Der Mund Christines lächelte ihm entgegen, während in ihren Augen noch der Schmerz, und das Erschrecken über das Geschehene im Anstaltsgarten lag.

„Frühling?“ begrüßte er sie und wies auf den Fliederstraus, „wo kommt das Wunder auf einmal her?“

„Aus der Anstalt Friedheim.“

„Also dahin ging die Fahrt! Da wirst du vergessen haben, dass es draussen Frühling ist?“

Sie zog die Achseln hoch, schaute ihn einen kurzen Augenblick hilflos an und hing dann plötzlich zitternd an seinem Hals:

„Ach, Hermann, ich verstehe das alles nicht! Nie vordem habe ich darüber nachgedacht, und jetzt auf einmal hat mein Glaube an eine göttliche Fürsorge und Liebe einen starken Stoss bekommen. Diese ärmsten Stiefkinder des Lebens, womit haben sie das verdient? Sind wir nicht alle gleich vor Gott, haben wir nicht alle dasselbe Recht auf seine Liebe?“

„Du redest wie ein Kind“, sagte er, „das eine Schnecke zertreten hat und nun den lieben Gott weinend dafür anklagt. Man spricht überhaupt zu viel von Gott und von Liebe und von Barmherzigkeit. Man will nur die eigenen Fehler und Unzulänglichkeiten damit entschuldigen und decken. Komm und sieh dir das einmal gründlich an.“ (Fortsetzung auf S. 416)

Er führte sie in sein Arbeitszimmer hinüber, zum Fensterbrett, wo die Kakteen standen: lange, runde, harte, stachelige, weiche, – solche, die wie weisse Wollknäuel aussahen, andere mit herrlichen grossen Blumen, wieder andere mit feinen Blüten übersät. Er nahm eine von ihnen in die Hand. Sie bestand eigentlich nur aus fingerbeerartigen Knötchen, war ohne jegliche auffällige Schönheit und ohne jeglichen Reiz. Interessiert schaute er auf sie herab:

„Betrachte diese ‚Frithia aus der Karo-Wüste‘, die Pflanze mit den Fensterchen. Damit sie unter dem Wüstensand nicht erstickt, hat ihr die Natur Augen gegeben.“

Er hob sie gegen das Licht. „Siehst du die hauchzarte, durchscheinende Schicht an der Oberfläche der Knötchen? Durch diese Schicht dringt immer so viel Licht, dass sie existieren kann.“

Und hier die Punctillaria, die wie ein Stein aussieht und sich immer wieder aus sich selbst erneuert: ein Teil stirbt ab, der andere ersteht. Bei dieser Pflanze ist unsere ganze Weisheit überflüssig, sie hat das ewige Leben.

Genau so fürsorglich wie bei diesen Pflanzen ist die Natur bei uns Menschen, wenn wir ihr gehorchen und uns ihre Lehren und Befehle merken. Wer sündigt und sich an der Natur vergeht, der verliert auch ihren Schutz. Ein Trinker zum Beispiel ist doch kein natürlicher Mensch, wie also soll er selbst oder das, was aus ihm hervorgeht, ein Recht auf Natürlichkeit und Gesundheit haben?

Weine also nicht mehr um eine zertretene Schnecke, Christine, es lohnt sich wahrhaftig nicht. Überlege dir lieber einmal, was wir alles für die Wohlfahrt der Gesunden zu tun vermöchten, wenn der Staat keine derartigen Anstalten unterhalten müsste.“

Christine hatte sich an den sachlichen und stets ein wenig belehrenden Ton ihres Mannes gewöhnt. Sie war auch bereit, ihm in allem Recht zu geben und seine Überlegenheit anzuerkennen. Das Flämmlein Eigenwillen, Eigenwunsch und die nie vergehende Sehnsucht nach dem Kind deckte sie mit schützender Hand, um ihm nur im stillen, in ihr allein gehörenden Stunden Nahrung und Leben zu geben.

Hermann Keller kannte selten einen wirklichen Feierabend. Er war Kassier des kaufmännischen Vereins, Präsident der Einwohner-Krankenkasse und Präsident des kantonalen Blindenvereins. Fast an jedem Abend hatte er in dieser Eigenschaft etwas zu tun, während Christine mit einer Näharbeit oder einem Buch im Erker sass.

An vielen Abenden aber war sie auch ganz allein. Da schienen denn die Zimmer leer und gross, die Lampe brannte weniger hell und die Stille tat weh.

Auch daran hatte sie sich gewöhnt, nicht ohne weiteres – es war viel Kampf

und Herzweh dabei – aber wenn man sich Tag für Tag dazu erzieht, das Gegebene als das Richtige hinzunehmen und sich damit nicht nur abzufinden, sondern sogar noch zu befreunden, so gelingt es schliesslich doch.

Heute nun pflegte sie ihre jungen Setzlinge im Garten, während ihr Mann am Schreibtisch sass und Zahlenreihen schrieb. Von Zeit zu Zeit blickte sie nach seinem Fenster, und von Zeit zu Zeit schaute er zu ihr in den Garten. Freudvolles Zusammentreffen, wenn es einmal zu gleicher Zeit geschah!

Christine hatte rote Wangen bekommen. So viel ungelöste Kraft fühlte sie in sich, dass ihr der Garten auf einmal zu klein wurde und sie plötzlich in die Arbeitsstube ihres Mannes lief, den am Schreibtisch Sitzenden umarmte und presste, als suche sie Halt in einem Sturm...

„Jetzt schau mal die Tintenflecken auf meiner schönen Zahlenreihe! Was ist denn nur mit dir, Christine?“

Sie lachte und drückte ihr heisses Gesicht an seine Schulter:

„Frühling ist's, fühlst du ihn denn nicht? Mich hat er zum Garten hinaus direkt an dein Herz gejagt.“

„Dumme, kleine Frau“ sagte er nur, aber er liess die Arbeit liegen.

In der Stille der Nacht, während er lange schon schlief, hielt sie immer noch seine Hand. Seine gemessenen Zärtlichkeiten hatten die Glut ihres liebenden Herzens nicht gelöscht, sondern zu brennendem Feuer angefacht, so dass an keinen Schlaf mehr zu denken war. Mit heissen, brennenden Augen starrte sie in die Dunkelheit. Ihr Herz pochte in lauten Schlägen, die dünne Decke über dem Körper lastete schwer. Die Gedanken, die sich wieder einmal unkontrolliert und ungehemmt hervorwagten, wurden zum zündenden Schrecken:

„Ist – das – denn wirklich alles?“ fragte sich Christine. „Die Ehe – die Liebe – das Glück? Ist es das, worüber alle Dichter singen und sagen und so grosse, herrliche Worte machen?“

Sie setzte sich aufrecht im Bett, suchte durch die Dunkelheit das Gesicht ihres Mannes. Sie sah nur schwache, graue Umrisse, hörte den lauten regelmässigen Atem. Da legte sie sich in die Kissen zurück und weinte...

Was ist doch die Nacht für ein seltsam vertrauter Freund! Sie kommt uns näher als irgend etwas auf der Welt und nimmt von Seele und Leib Besitz. Sie flüstert uns Dinge und Worte zu, die wir am Tage kaum zu denken wagen. Sie löst die letzte Hülle von unsern Augen – von unserm Gesicht – von unserm ganzen Wesen und führt uns in die Urtiefe unseres Seins. Es gibt keine Lüge mehr und nichts, das verborgen bleibt. Alles ist hellsichtig klar geworden, ohne Schonung und doch voller Barmherzigkeit. Es gibt nichts mehr, dessen man sich zu

scheuen hätte, nichts, das nicht im Bereich des Möglichen und Erreichbaren stände. Die Sehnsucht nach Glück wird unermesslich gross. Und in Schmerz und Enttäuschung darf man sich gehen lassen – fallen lassen, weil ganz zutiefst im Dunkel der Nacht eine Stimme ruft: Komm! Wir gehören zusammen, die verhüllende Finsternis der Nacht und die enthüllte Seele, wir wollen Freunde sein!...

Am andern Morgen schämte sich Christine ihrer Tränen. Was hatte sie denn eigentlich zu weinen gehabt? Es ging ihr doch gut, sie besass den besten Mann, ein schönes, trautes Heim! Sie lächelte über sich selbst und konnte sich nicht begreifen. Sie strich beim Staubwischen mit zärtlichen Fingern über die Möbel. Sie holte im Garten die ersten Frühlingblümchen. Sie nickte der „Frithia aus der Karo-Wüste“ vertraulich zu: sie wollte sich von deren „Augen“ nie wieder beschämen lassen.

Als Hermann zum Frühstück kam, fand er lauter Sonne. Sonne im Erker, wo das Frühstück eingenommen wurde, und Sonne auf dem Gesicht seiner Frau. Die hellen Kringel tanzten auf ihrem blonden Haar, sprangen auf das blütenweisse Tischtuch und blendeten im Krastall der Honig- und Butterschale. Und Hermann Keller fand, dass sich im Leben bei gutem Willen und ehrlichen Mühen alles wohl anliess, und dass seine Ehe mit Christine dem Finden des Krieges, der der Weisen ähnlich kam. Der Krieg, der aus der Morgenzeitung schwarz in die Sonnenhelle stach, war weit, und es schien keine ernstlichen Befürchtungen mehr für die Schweiz zu geben. Wahrscheinlich konnte nun bald ein Teil des aufgebotenen Militärs entlassen werden.

So kam es, dass an diesem Morgen Hermann Keller ganz besonders aufgeräumt den Höhenweg hinunter schritt, bis ins Herz hinein erlabte und frisch und froh seine Arbeit begann.

Zwei Paare fanden sich ein zur Trauung. Das Glück und die Gesundheit schaute ihnen aus den Augen. Kellers Glückwunsch nach der kurzen Zeremonie klang so aufrichtig und herzlich, dass er wohl diesem den schönen Kuchen und die Flasche alten Weins, die abends in sein Haus geschickt wurden, zu verdanken hatte.

Drei Kinder wurden eingetragen, deren Väter an der Grenze standen. Die Grossväter meldeten sie an. Es war herz erquickend zu sehen, wie jeder von ihnen die Geburt seines Enkelkinds als die eigene Wiedergeburt begrüsste, wie ihr Blick und Wort der drei Alten eine neue Zuversicht und Lebensgewissheit auf flammte: wir sind unsterblich!

Es galt an diesem Tage auch noch zwei Kreuze hinter zwei Namen zu setzen.

(Fortsetzung folgt)